

Rhätische Skizzen [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **13 (1862)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-720691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bündnerisches Monatsblatt.

(XIII. Jahrgang.)

Nr. 7.

Chur, Juli.

1862.

Erscheint Ende jeden Monats und kostet jährlich in Chur Frk. 2. 60 Rp.; auswärts franko in der ganzen Schweiz Fr. 3. —; Bestellungen nehmen alle Postämter an.

Redaktion von Fr. Wassali.

Inhaltsverzeichnis: 1) Rhätische Skizzen. III. 2) Die Schule und das Leben. 3) Getreidekonsumo der Schweiz. 4) Das Jahr 1719. 5) Miscellen. 6) Erfahrungen belgischer Thierärzte über die Behandlung der Maul- und Klauenseuche. 7) Alpertrag von Bergün 1861. 8) Monatschronik. 9) Verschiedenes.

Rhätische Skizzen.

III.

Wir hatten nicht Zeit in Reichenau den schönen Garten zu besichtigen, der für einen Blumenliebhaber manches Interessante darbietet, und auch dem einfachen Naturfreund eine entzückende Aussicht gewährt. Auch den Herrn Dr. Ad. v. Planta, der jetzt mit seiner Familie das Schloß bewohnt, zu besuchen und in seinem chemischen Laboratorium zu überraschen, in dem über unsere Heilquellen so anerkannte Untersuchungen gepflogen werden, fehlte uns die Gelegenheit. Den Wunsch erlangen wir uns aber hier auszusprechen, Herr Dr. Planta möchte seine chemische Thätigkeit auch der Landwirthschaft widmen und dadurch den bündnerischen Landwirthen, sowie der Wissenschaft selbst, soweit es seine Zeit erlaubt, nützlich werden. Es ist sehr nothwendig, daß wenigstens diejenigen Landwirthe in der Nähe, welche auf chemische Belehrung und Unterstützung Werth legen, auch Jemanden wissen, an den sie sich wenden können, um die gewünschte Belehrung zu erhalten. Die Professoren und Apotheker in Chur sind meistens zu sehr beschäftigt, als daß sie sich mit landwirthschaftlich-chemischen Arbeiten und Rätthen befassen könnten.

Von Reichenau steigt der Oberländerweg steil gegen Tamins und Hohentrins hinauf, — zu steil und zu schmal, um mit so großen Postwägen sicher befahren zu werden, so daß, wenn einmal die Oberalpstraße

mehr Fremde in diese Gegenden führen wird, eine Korrektion als nothwendig erscheint. Das Dörfchen Tamins liegt zwischen den Hügel, auf dem die Kirche zur Mahnung an die Christen nach altem Brauche emporragt, und den Berg malerisch eingefeilt. Durch das treffliche, selbst im strengen Winter noch reichlich fließende, gerade hinter dem Dorfe entspringende Quellwasser sind die Taminser nicht nur in Stand gesetzt, Wasserwerke anzulegen, die dem Dorfe von großem Nutzen sein können, sondern auch ihre vorzüglich gelegenen, tiefgründigen Wiesen und Baumgärten auf sehr vortheilhafte Weise zu bewässern. Letzteres geschieht schon jetzt in ziemlich ausgedehntem Maaß. Nur schade, daß die Taminser von ihrer Gemeindezugung nicht loslassen wollen, die sie in der rechten Nugbarmachung des köstlichen Quellwassers hindert. Ohne dieses Hemmiß könnten sie füglich bei gehöriger Düngung mit leicht herzustellenem flüssigem Dünger, — wovon jedoch in Tamins trotz der günstigen Gelegenheit dazu wenig zu bemerken ist, — ihre Wiesen und Baumgärten drei Mal im Jahr mähen. — Daß da so wenig Maulbeerbäume gepflanzt werden an der gegen Süden zu abgedachten Halde, kann einzig dem beliebten Schlendrian zugeschrieben werden, welcher nur die gebratenen Tauben auffangen läßt. An Anregung fehlte es ihnen nicht; leider ging aber dieselbe von dem bekannten Bienenzuchtschwindler Herrmann aus, der einige Zeit in Tamins seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und von da aus die ganze Welt mit fingirten italienischen Königinnen versah. Auch die Bienenzucht verdiente in Tamins, dessen Lage sich sehr gut dafür eignet, in größerem Maßstabe betrieben zu werden, als es jetzt geschieht, seit Hermaun für gut gefunden hat, sich mehr in die Nähe der wirklichen italienischen Bienen zu begeben. Tamins ist eine derjenigen Ortschaften Graubündens, die mit Wald noch am besten versehen sind und in letzter Zeit scheint man auch da mehr Werth darauf zu legen, und denselben ertragreicher zu machen. So haben die Taminser vor wenigen Monaten eine bedeutende Anzahl überständiger Eichenstämme in der Halde zwischen dem Dorfe und Felsberg zu dem schönen Preise von 85 Franken per Stück auf dem Stamme verkauft, während noch kurze Zeit vorher dieselben nur Fr. 60 gelten wollten. Trotz diesem großen Verkaufe bleiben ihnen noch viele Tausend Stämme zu verkaufen, ohne dem Bedürfniß der Gemeinde irgend weh zu thun. Sind solche Beispiele nicht ermutigend, dem Waldkapital mehr Aufmerksamkeit zu schenken? Sollten da, wo nun die verkauften Eichen geschlagen werden, nicht wieder neue gepflanzt, gepflegt und geschont werden, um den nachkommenden Geschlechtern auch wieder ein Kapital hinterlassen zu können, das ihnen zu Gute kommen wird, wie der jetzigen

Generation der nunmehrige große Erlös zu Statten kommt? — Jede Gemeinde sollte sich zum Grundsatz machen, jedes Jahr wenigstens so viel Pflanzen wieder zu setzen und gehörig zu pflegen, als Stämme geschlagen werden. Dann würden unsere Waldungen nicht ausgerottet und wir hätten nicht so viele Nachtheile zu gewärtigen, die mit der Entwaldung verbunden sind.

Das Dorf Hohentrins ist in zwei Ortschaften getheilt, wovon die eine in der Nähe der Ruinen Hohentrins, die andere an dem Abhang von Porflas gelegen ist, umgeben von Fruchtbäumen, Kornfeldern und Wiesen, ob denen wieder starre Felsengruppen emporragen; hier sieht man so nahe bei einander in malerischer Abwechslung das üppigste Pflanzenwachsthum und die kahle Unfruchtbarkeit, das Liebliche eines baumbewachsenen sanften Abhangs und darunter den tiefen Kunst des Bodderrheins und darob steile Klippen. Die Aussicht gegen Reichenau und Rhäzüns und bis in das entfernte Domleschg hinein ist sehr lobnend. Man sieht da, welche große Bodenfläche zu der Gemeinde Bonaduz gehört und kann ganz gut erkennen, wie viel Gemeindeboden als Lösser benützt werden, wie viel Boden aber noch brach liegt, wohl mehrere Hundert Juchart. Wenn auch in den letzten Jahren in dieser wie in anderen Gemeinden, z. B. auch in dem benachbarten Rhäzüns, manches Stück bisher unbebauten Gemeindebodens ausgetheilt und urbarisirt worden ist, so bleibt immerhin noch vieles zu thun übrig, und wenn die Bevölkerung Graubündens auch noch einmal so stark wird, als sie jetzt ist, läuft sie keine Gefahr, Hungers zu sterben, wenn sie sich nur Mühe gibt, den wilden unbenutzten Boden, der kulturfähig ist, zu bearbeiten und zu bepflanzen und zudem den schon in Kultur befindlichen Boden besser zu benutzen. Wahrlich! Wir haben in unserm Lande selbst noch Boden genug, der des Pflügers und Säemannes harret und bei gleicher Arbeit so gut wie die amerikanischen Urwälder dieselbe belohnt! Solche Gedanken werden unwillkürlich in uns angeregt, wenn wir vom Weg nach Hohentrins aus die Bonaduzerfläche überblicken. An dieser Straße sieht man sehr viele wilde Hopfen. Wäre es nicht rathsam, da auch die Anpflanzung von zahmen Hopfen zu versuchen? Es geht jährlich eine schöne Summe für Hopfen und Gerste, die zu Bier verwendet werden, aus dem Lande und damit für uns verloren. Wäre es daher nicht der Mühe werth, diese Produkte im Lande selbst zu pflanzen und damit demselben eine sehr bedeutende Ausgabe zu ersparen, wenn, wie dies gerade bei Hohentrins der Fall ist, Lage und Boden sich dafür eignet? Der Ertrag eines Feldes mittelst Hopfenpflanzung kommt dem eines Weinberges nahezu gleich. In Deutschland gibt es ganze Ge-

genden, die dadurch reich geworden sind. Man probire also auf geeignete Weise und nach und nach erst wird man, wenn der Versuch gelingt, die Pflanzung ausdehnen.

Unser Weg führte uns nun bei den Trinsermühlen vorbei, unter denen sich eine große Fläche fruchtbarer Wasserwiesen ausdehnt, durchströmt von dem Trinserbach, der über Felsen schäumend herabstürzt und mehrere Wasserwerke treibt, worunter uns besonders eine neu errichtete Fabrik auffiel, wo, wie uns berichtet wurde, wollene Lumpen sortirt und verarbeitet werden. Zu diesem Bache gesellt sich in der Ebene der Flimserbach, der für die Bewässerung der Wiesen noch geeigneter sein soll als der erstere. — Wenigstens verdanken die Flimsler den üppigen Graswuchs ihrer Wiesen unter dem Dorfe hauptsächlich dem Bache, der gerade oben im Dorfe als reichhaltige Quelle aus dem Boden hervorsprudelt und kaum geboren, schon Mühlwerke treibt. Das glücklich gelegene Hochthal von Flims hat aber nicht nur eine der besten und stärksten Quellen im Kanton von der gütigen Mutter Natur zum Geschenk erhalten, wodurch dasselbe für Wasser- und Luftkuren besonders geeignet erscheint, sondern es gedeiht da trotz der ansehnlichen Höhe seiner Lage (4000 Fuß über dem Mittelländischen Meere) neben Gerste, Roggen, Hafer, Kartoffeln auch Hanf und Weizen. Außer ihren Heimgütern und nahen fetten Wiesen sind sie mit vorzüglichen Berggütern und Alpen gesegnet. Zudem ist Flims eine der walddreichsten Gemeinden des Kantons. Von der Straße sieht man nur einen kleinen Theil des großen Urwaldes, der sich vom Flinserbach bis an den Rhein hinunterzieht, — eines Kapitals, dessen Werth die Gemeinde selbst nicht kennt. Sollte man unter solchen Umständen nicht glauben, daß diese Gemeinde bei nahe besser als jede andere Gemeinde des Kantons stehen müßte? Und doch scheint es, wie man hört, sich nicht so zu verhalten. Was daran Schuld ist, wissen wir nicht. Ob mit dem Ausbau des schönen Schlosses mit dem sehr interessanten Getäfelschnitzwerk, geholfen werde, möchten wir bezweifeln, nur tüchtige Schullehrer und Pfarrer können nach und nach den rechten Geist in die Gemeinde bringen, so daß sowohl der Einzelne als das ganze Gemeinwesen vorwärts schreitet und trotz den schönen Gütern und Wäldern nicht rückwärts geht.

Bald hinter den zu Flims gehörenden Waldhäusern und dem so stillen Flimsensee, der einen so freundlich zum Baden einladet, fährt man bei einem wahren Naturwunder, dem Saaxertobel, nahe vorbei, ohne es zu beachten, wenn man nicht schon in diese großartige Sandwelt hinein geblickt hat, die schon manchem Maler zu den reichhaltigsten seltensten Studien Veranlassung gegeben hat. Hunderte von Sandthürmen ragen

aus der Tiefe des Tobels messerscharf wie Obelisken empor und predigen ewige Naturgesetze dem staunenden Beschauer.

Der Wagen rollt durch das nahe gelegene Laar und dem etwas steilen Abhange nach dem von der wilden Rufe durchschnittenen und ohne Thalsperren und Tobelwandverkleidungen sehr bedrohten Schleuis und der Lufmanierhoffnungsvollen ersten Stadt am Rheine zu. Gleich außer Laar aber öffnet sich dem Blicke des Reisenden das so reizende und fruchtbare Thal der Gruob. Sagens, dieses so mit Fruchtfeldern gesegnete Doppeldorf, ein wahrer Garten, dem nur die Weinrebe und der da leicht fortkommende Maulbeerbaum an der Halde zu fehlt, umgeben von den schönsten üppigsten Fruchtbäumen, liegt gerade unter einem. Gegenüber auf der rechten Seite des Rheines, der schon da mitunter etwas zu viel Spielraum für seine Launen hat und mit seinem Gesellen Glenner, gerade unter Glanz, zu gemeinsamen Angriffen vereinigt, oft etwas unsäuberlich mit den beiden Ufern umgeht, liegt das Dorf Kästris in einem Wald von Fruchtbäumen. Darob gegen den Berg zu und darunter in der Nähe des Rheines sieht man große Strecken schlechter, saurer Wiesen, welche offenbar nur sehr geringen Ertrag abwerfen und der Entwässerung sehr bedürften. Es geht jedoch hier wie an vielen anderen Orten unseres Kantons, wo wegen Ueberfluß an sich stauendem Wasser, nicht etwa hohes Nied erzeugt wird, was oft so gut ist, als die besten Wiesen, sondern nur ein schlechtes, saures, niederes Gras wächst, — man läßt die Sache gehen, wie sie bisher gegangen ist, was es gibt, nimmt man und an Verbesserungen denkt man nicht einmal oder man kann sich dazu nicht entschließen, weil sie mit Unkosten verbunden sind. Ob Kästris blickt Ballendas freundlich aus einem Obsthaine hervor. Gegen das Lungnezertal hin, aus dem der Glenner sich über eine Sandfläche herauswindet, sieht man links einzelne Dörfchen und Höfe, wie Pitäsch und Seewis, ihre Schindeldächer aus den Wiesen hervorstrecken und rechts Luvis an dem breiten Rücken des berühmt gewordenen Piz Mundeun sich anlehnen. Tief hinten im Lungnezertal ragen gewaltige Hörner, von Eisfeldern umlagert, über Alpen und Wälder empor. Es ist dies ein Landschaftsbild, das uns jedes Mal, wenn wir diesen Weg machen, von Neuem entzückt und uns wünschen läßt, daß recht viele Wanderer diesen Weg einschlagen möchten, um diesen Naturgenuß auch zu kosten. Wie schade, daß auf dem Oberländerrigi nicht schon das projektirte Staffelwirthshaus steht, um den ermüdeten Wanderer in seinem Genuße zu unterstützen. Daß die unternehmenden Glanzer das Projekt nicht schon verwirklicht haben, kann wohl nur dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie noch an den Nachwehen der Luf-

maniterräusche leiden oder daß sie zuerst die Eisenbahn erbauen lassen wollen, bevor sie an die Ausführung der großartigen Molkenkuranstalt auf dem Piz Mundeun gehen. Das entspricht ganz dem vorsichtigen Charakter der Glanzerbevölkerung. — Daß in Glanz Unternehmungsggeist herrschend geworden, kann nicht bestritten werden, denn sonst würde Glanz nicht der einzige Ort in der Schweiz sein, wo englisches Bier gebraut wird, das selbst nach Zürich exportirt wird. Wirklich, das Bier, welches wir da vor dem Mittagessen schlürften, um an der Quelle selbst zu trinken, mundete uns nicht übel; es ersetzte uns ganz den Absynthe. Es mag übrigens die freundliche angenehme Bedienung viel dazu mitgewirkt haben, daß Essen und Trinken den Herren der Standeskommission gut geschmeckt hat; auch das tröstliche Gefühl, die Gefahr, mit dem vier-spännigen großen Postwagen über die steile Halde nach Sagens hinunterzufegeln, glücklich überstanden zu haben, mag viel zur heiteren Stimmung der Gesellschaft beigetragen haben.

Die Schule und das Leben.

Alexander von Humboldt sagt irgendwo in seinen Schriften:

„Sehr richtig ist es, was ich einmal, ich weiß nicht wo, gelesen habe, daß unsere jetzige Schulbildung einem Prokrustes-Bette gleich sei. Was zu lang ist, wird abgeschnitten, und das zu kurz Scheinende so lang gedehnt, bis es die jetzt beliebte Mittelmäßigkeit erlangt hat. Dabei verkommen die jungen Leute leiblich und geistig. Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbstständige Entwicklung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen.“ Nach einem Vergleich zwischen der leiblichen und geistigen Ernährung fährt Humboldt weiter und sagt: „Bei unserer geistigen Kochkunst gilt das Sprüchwort: Viele Köche verderben den Brei. Jeder der Herren hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zu einem Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heiligste Pflicht. Er thut dabei, unbekümmert um Andere, ganz so, als ob der Schüler nur da sei, um in diesem Gegenstande Meister zu werden. Der sogenannte gute Kopf hält das nun wohl aus: er pflöpft seinen Geist voll auf Kosten seiner Herzens- und Charakterbildung. Er wird stolz und aufgeblasen auf seine Wissenskunst, und meist unpraktisch für den Beruf des gewöhnlichen Lebens. — — — Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knochen, die man in heißem Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Reim- und